Die Welt der Frau


Beilage zum „Posener Tageblatt“


Nr. 15. Posen, den 24. Juli 1927

Ernst ist das Leben und soll es auch sein,
doch so hat's der Schöpfer gewollt:
Seht ja nicht in allem die Dornen allein,
auch die Rosen, lieblich und hold.
Du Menschenherz in Not und Pein,
wie pochst du oft so bang.
Gönn dir doch etwas Sonnenschein,
das Leben währt nicht lang.

Seyfried.

Strohwitwer und Strohtochter.

Von Max Geisenheyner.

Meine Tochter und ich sind allein zu Hause. Meine Tochter ist fünfzehn und ich bin entsprechend älter. Meine Frau frühstückt in Travemünde, und wir machen Picknicks in der Wohnung. Von dem hundertvierzigteiligen Eßservice sind nur noch zwei tiefe Teller unbenutzt, die anderen stehen in der Küche, und da wir sehr viel Kartoffelsalat gegessen haben, gucken überall Messer und Gabeln zwischen heraus, die völlig mit Grünspan überzogen sind. Da wir beide für schöne Farben sind, freuen wir uns, wenn wir in die Küche kommen, immer über das herrliche Grün, das von Tag zu Tag leuchtender wird. Kürzlich beschlossen wir einmal, da ein Schnupfen die Putzfrau weggeputzt hatte, selber abzuwaschen. Zunächst wurden alle Kessel und Töpfe voll heiß Wasser gemacht. Wir warfen uns in indianische Kostüme, aber als mir zwei Teller aus der Hand gerutscht waren, ließen wir das Wasser wieder kalt werden, und ich las meiner Tochter einen Gesang aus Homer vor. Am schönsten ist es jedoch, wenn wir uns einmal selber Mittag kochen. Wir leben dann von Nachspeisen und haben alles Eingemachte bis auf einen kleinen Rest vertilgt. Aber nicht etwa, daß wir roh und gefühllos die Einmachgläser auslöffeln, wir erfinden uns Speisen dazu, die von unerhörtem Raffinement sind. Aus Eiern, Zucker, Oelsardinen, geriebenen Haselnüssen und Schweizerkäse haben wir unter ständigem Umrühren einen Flammeri erfunden, der, wenn er kalt geworden, selbst bei der Hochzeit des Prinzen von Wales als Vorgericht gereicht werden könnte.

Jetzt, da die Heimkehr unserer teuren Mutter bevorsteht, überlegen wir, was wir ihr zur Ueberraschung veranstalten könnten. Wir schwanken zwischen dem Ersatz des zerschmissenen Geschirrs und dem Kochen einer Nachspeise oder einer achttägigen Abwesenheit, bis die arme Frau alles verschmerzt hat. Denn leider haben wir an einem der letzten Sonntage mit einigen Freundinnen meiner Tochter auch noch „Wilhelm Tell“ aufgeführt, und dazu viele Kleider und Kostüme, die wir vorfanden, teils verbogen, teils kürzer genäht. Immerhin, meine Tochter als Bertha von Bruneck sah nicht übel aus, und ich als Rudenz gefiel allen jungen Mädchen ganz besonders. Wegen der Rollenverteilung gab es jedoch eine dramatische Verwicklung, die zu einer völligen Verfeindung aller Mitglieder führte. Als schließlich nur noch Bertha von Bruneck und ich als Ueberreste der Gruppe vorhanden waren, begaben wir uns an Nähen und Reinigen mit Benzin. Die weißseidene Bluse Gertrud Stauffachers war total mit Kaffee bekleckert, Frau Tells Kleid trug einen Riß à la Poiret auf der Seite, der die Beine bis zum Knie sehen ließ. Ich schlug vor, ob man die Sache nicht zuhäkeln könne, während meine Tochter mehr für Kreuzstich war. Ich meinte, das Beste wäre, es so zu machen, daß man später nichts merken würde, worauf Bertha von Bruneck einwandte, ich sollte dann lieber einen neuen Rock kaufen und ihr den alten für die nächste Aufführung schenken. Etwas betrübt trugen wir die Kaffeetassen in unsere Grünspankammer, wobei uns diesmal die Kaffeekanne entglitt. Wir stellten fest, daß der Scherbenhaufen neben dem Kohlenkasten seit drei Wochen von Tag zu Tag bunter und größer geworden sei, und daß es ratsam wäre, die Scherben vor die Haustür zu werfen, damit sie der Aschemann abholt. Das taten wir denn auch.

Da liegen sie nun seit drei Tagen und sind immer noch nicht weg, und so fürchte ich, meine Frau bekommt den ersten Ohnmachtsanfall schon an der Haustür. Sollten wir eine Serviette über die Scherben legen? Wir haben doch kürzlich zwei beim Plätten meiner Hosen verbrannt. Dieses verfluchte Plätten! Wenn ich daran denke! Das muß einem doch gesagt werden, daß man auf einem Mahagonitisch etwas unterlegen muß, und daß die Serviette feucht sein muß. Jetzt sind meine Hosen blank und der Mahagonitisch hat eine Falte. Eine breite Fläche zieht sich über ihn elegisch dahin. Wir haben zwar mit einer selbsterfundenen Mischung von Leinöl, Petroleum, Spiritus und Eigelb, die wir mit einem wollenen Hausschuh auftrugen, beide wie verrückt auf der Platte herumgerieben, die Folge indes war, da der Hausschuh Schnallen hatte, der Tisch jetzt elend verkratzt ist und zudem fürchterlich stinkt. Jetzt suchen wir in Zeitungsannoncen nach, ob nicht irgend einer eine Mahagonitischplatte loswerden möchte.

Im Grunde genommen sind das ja alles Harmlosigkeiten. Wir haben jedenfalls für meine Frau ein paar wunderschöne kleine Lackschuhe gekauft, die ihr sicherlich zu eng sind, aber sie sehen so zierlich und nett aus! Meine Tochter, die sehr gutmütig ist und nicht Nein sagen kann, hat außerdem eine Unmenge von Zeitschriften abonniert, deren Sendboten klingelten und ihre Ware anboten. Wir beziehen jetzt den katholischen „Bonifaziusboten“, das „Jüdische Familienblatt“, das „Blatt für Christliche Weltanschauung“, den „Kleingarten“ und den „Junggesellen“.

Dabei fällt mir ein, daß wir sicherlich Dickmilch bis zum Weihnachtsabend haben, denn der Milchmann hat unentwegt jeden Tag seinen Liter Milch gebracht, wir haben nie davon getrunken, da wir immer für Obst und Bier waren. So ist jeder Topf in der Küche voll Milch. Zuletzt haben wir Vasen, Bowlen, Waschschüsseln und Einmachgläser genommen. In eine dieser Vasen haben wir nachher wieder Blumen hineingetan, und sie haben sich so überraschend gut entwickelt, daß wir das als eine neue Erfindung unsererseits buchen zu können glauben. Auch haben wir, was zur Beruhigung dienen mag, bei allen Milchgefäßen sehr sauber und vorsichtig den Rahm abgegessen, so daß von einer Verschwendung nicht die Rede sein kann. Meine Tochter erklärte des weiteren, sie habe in der Schule gehört, daß die Dickmilch auf dem Lande nur an Schweine verfüttert würde. Warum sollten wir sie also essen?

Morgen haben wir viel zu tun. Wir malen an einem Spruchband: „Willkommen!“

Der Backfisch von heute.

In Paris, wo das Kind, sobald es seine Füßchen bewegen kann, als Dame, als Miniaturausgabe der Mama angezogen wird, würde man über diese Frage lachen. Während ich etwa über Backfischmode und Backfische schreiben will, drängt sich mir die Frage auf:

Gibt es denn überhaupt noch Backfische?

Ist der Begriff „Backfisch“ unmodern und historisch? 1910 gab es natürlich einen anderen Jungmädeltyp als 1927. Damals lange Zöpfe, Riesenschleifen, kichernd, neugierig. Man wurde glatt von der Mama aus dem Zimmer geschickt, wenn ihre Freundin zu Besuch kam. Heute geht das junge Mädel ganz von selbst, weil ihm die Unterhaltung zu langweilig ist.

Erlaubte Lektüre war die Marlitt oder so. Heimlich gelesen wurde Schnitzler. Heute empfiehlt die Tochter der Mutter, was sie lesen soll. Das junge Herz war einem Leutnant oder einem buntbemützten Studenten zugeneigt, und die Schulmappen waren voller Entwürfe für Liebesbriefe. Das moderne Mädel hat kaum Zeit für solche Dinge. Ihr hochentwickelter Sinn für Sport, Turniere, Rekorde, Kalorienfragen, Sporttanz beschäftigen sie vollauf. Das junge Mädchen von heute ist weniger melancholisch, als wir es waren.

Die kokette Frau von, sagen wir des Exempels halber, 1910 kleidete ihre heranwachsende Tochter sehr kindlich.

Höchstes Symbol von Kindlichkeit war der kurze Rock.

Je kürzer, desto jünger und vornehmer. Mit der Angabe unseres Alters nahmen wir Frauen es nie genau. Diese weibliche Eigenschaft ist vom modernen Zeitgeist am wenigsten beeinflußt, und man nimmt sie uns nur selten übel. Im Gegenteil: die Frauen, die ihr Alter gewissenhaft angeben, sind ein wenig unheimlich. Zum Glück für die Männer gibt es nicht viel von der Sorte.

Doch zurück zu unseren Backfischen. Der Rock, vielmehr das Kleidchen einer modernen Mutter, ist keineswegs länger als das ihrer Tochter. Ich bin auf Grund meiner Erfahrungen geneigt, „im Gegenteil“ zu sagen. Vor einigen Tagen stellte ich mich vor

den Ausgang eines Lyzeums und stellte fest, daß die Backfische vielfach längere Kleider trugen als die meisten ausgewachsenen Damen. Nun ist diese Feststellung nicht so wichtig. Die kurze Mode ist kleidsam, zwingt uns, das Gewicht unseres Körpers in Schach zu halten. Eine Mode, die solche vernünftigen Verpflichtungen auferlegt, verdient nicht, daß man sie negativ kritisiert.

Der Backfisch von 1927 ist auch ohne lange Zöpfe, ohne Haarschleife entzückend. Der etwas burschikose Ausdruck „ein netter Kerl" ist da angebracht. Das junge Mädel der Jetztzeit ist erstaunlich gut gewachsen und diszipliniert in Haltung und Gang. Es ist nicht mehr so kichernd und tuschelnd und nicht mehr so angefüllt mit belanglosen Geheimnissen, wie es eine Generation zurück war. Aber das trainierte Mädel von heute entbehrt keineswegs des holden Zaubers der Jugend und Unberührtheit.

Da die moderne Mutter ihrer Backfischtochter einen kürzeren Rock, als sie selbst trägt, hat sich das Verhältnis zwischen Mutter und heranwachsender Tochter zugunsten beider verschoben. Die Mutter läßt ihre Tochter ruhig älter werden, sie kann es sich erlauben, da sie ja — und zwar ist dies sehr häufig der Fall — für die ältere Schwester ihrer Tochter gehalten wird.

Dieser edle Wettbewerb
macht aus Mutter und Tochter Freundinnen.

Der Backfisch von heute ist selbständig, ehrgeizig und immer auf Gesundheit bedacht. — Und trotzdem wäre es verkehrt, eine Miniaturdame aus ihm zu machen. Natürlich hat jedes vierzehnjährige Mädel den Wunsch, wie achtzehn auszusehen. Hohe Absätze, dünne Seidenstrümpfe, strenger Herrenschnitt, Seidenkleidchen und Seidenmantel gehören zu den häufigen Sehnsüchten der Backfische.

Die geschmackvolle Mutter kommt entgegen,
gibt aber nicht restlos nach.

Warum soll das Tanzkleidchen Gertis nicht aus Crêpe de Chine sein? Gerade diese Seide ist mittlerweile ein sehr wohlfeiles Kleidermaterial geworden. Aber der gute Geschmack wird Weiß, Rosa oder sonst eine Pastellfarbe wählen und Pailetten oder Straßenverzierungen vermeiden. Bezaubernd bleibt das Taftstilkleid in lichten Farben, mit Blumen geschmückt oder mit bunter Stickerei. Auch geblumte Seidenmusseline sind graziöses Material und können jede Garnierung entbehren. Der Backfisch im Seiden- oder Pelzmantel, und sei es auch am Abend, ist keine vornehme Erscheinung. Wer es sich leisten kann, seiner Tochter einen Pelzmantel zu schenken, begnüge sich mit Pelz-Innenfutter.

„Kleider machen Leute". Die Natur unterschlägt auch keine Entwicklung. Warum soll man sie in der Kleidung unterschlagen, das junge Mädel altklug anziehen, es zwingen, sich wie eine erwachsene Dame zu benehmen, zum Erwachsensein forcieren, ihm Pflichten auferlegen, nach denen noch kein Bedürfnis vorhanden ist?

Die Frühlingsmodefarbe für die Dame ist grau.

Für den Backfisch graugrün kariert.

Der gutangezogene Backfisch wird uns ungefähr so begegnen: Graugrüner oder ziemlich großkarierter Mantel in glatter, gerader Form, Aermel weit auslaufend. Darunter fesches Jersey-Jumperkleidchen, Jumper kariert, mit Reißverschluß und Faltenröckchen. Brauner Spangenschuh mit flachem Absatz und Florstrümpfen in der Farbe des Mantels. Ziemlich breitrandiger heller Filzhut. Sehr hübsch und kleidsam bleibt für das junge Mädel die Boleroform, aus zweierlei Stoff verarbeitet. Kariert mit uni.

Ein schönes Material für das Einsegungskleid ist Crêpe de Chine, sehr feiner Charmelaine und Samt. Glänzende Seiden sind eine zu erwachsene Angelegenheit. Hier wählt man, wahrscheinlich um den Ernst des Erwachsenwerdens zu dokumentieren, schwarz, die Farbe der Trauer. Man sollte ruhig mit dieser Tradition brechen und die jungen Mädchen in weißen Kleidern zur Einsegnung gehen lassen, wie es in vielen Gegenden Deutschlands und im Ausland Sitte ist. Die jungen Menschen bekommen bald genug zu spüren, daß Erwachsensein nicht immer ein reines Vergnügen ist.

Der schönste Schmuck des Backfischchens ist seine Jugend, die frischen, lebenshungrigen Augen, gesunde, blühende Haut.

Schmuck und Geschmeide der Mütter sind, in doppeltem Sinne, letzten Endes nur Ersatz.

Gibt es eine Backfischfrisur?

„Ich möchte so gern einen Pony," erzählte mir kürzlich meine fünfzehnjährige Freundin Minne.

„Weshalb läßt du dir dann keinen schneiden?"

„Weil der Friseur gesagt hat, „Pony" ist eine Frisur für ältere Damen." — So ändert sich das Zeitbild. Jahrzehntelang waren Ponys die Idealtracht kleiner Babys. Asta Nielsen war ungefähr die einzige Erwachsene mit Giselafransen, wie man Ponys in Süddeutschland nennt. Eva Leidmann.

Spieglein, Spieglein an der Wand...

Von Hilde Stein.

So lange die Welt steht, so lange es Frauen gibt — so lange gibt es Eitelkeit auf Erden. Eitelkeit und den Wunsch, das Bild der äußeren Erscheinung durch glänzende Gegenstände wiederzugeben.

Schon die primitivsten Völker kannten den Begriff des „sich Spiegelns". War es zuerst die Natur — das Wasser, das ihrer Eitelkeit zu Hilfe kam, so fanden bald mit fortschreitender Kultur die Menschen Gelegenheit, ihre Kleidung in blankpolierten Schilden zu prüfen. Neben glänzenden Metallplatten benutzten sie ein obsidianähnliches Gestein, das matt, aber erkenntlich, die hineinschauende Person wiedergab.

Als die Phönizier durch einen Zufall das Glas entdeckten, fand sich auch bald — ich glaube es war in Sidon — ein Kluger, der durch Hinterlegen von dunklen Gegenständen den ersten Spiegel herstellte. Außer Plinius erwähnt keine Schrift des Altertums diese epochale Erfindung. Sie ging mit ihrem Erfinder zugrunde.

Alte Ueberlieferungen erzählen sich, daß im Mittelalter die Hexen eine Zusammensetzung von Metallplatten wußten, die sie den „Spiegel Salomonis" nannten und der ihnen Antwort auf alle Fragen an das Schicksal geben konnte. Von diesem Spiegel gab es drei verschiedene Arten. Der erste verriet, was an allen Orten gesprochen wurde, der zweite, was geschehen soll und der dritte gab alle Geheimnisse über Verbrechen kund. Man sagte auch, daß keine Hexe sich in einem richtigen Spiegel sehen könne, ohne daß seine Oberfläche sich trübe. Daher wurde der Spiegel ein unumgängliches Requisit zur „Hexenprobe".

Im 16. Jahrhundert begann die erste Glasspiegelindustrie. Sie tauchte ungefähr gleichzeitig in Nürnberg und Venedig auf. Die Italiener verstanden aber besser die Konjunktur zu nutzen, und so war Venedig fast ein und ein halbes Jahrhundert im alleinigen Besitz des Geheimnisses, wie man mit Zinnamalgam die Rückseiten von Glasplatten belegte.

Von Venedig aus kam die Kunst nach Böhmen und dann 1665 unter Colbert nach Frankreich. Damals wurden die Glasplatten ausschließlich aus geblasenem Glase hergestellt. Erst 1688 gelang es Louis Lucas Nehou in Paris, sie zu gießen. Hundertfünfzig Jahre lang hütete die Fabrik ihr Geheimnis. Dann verbreitete es sich durch einen Verrat über ganz Frankreich.

Die Bereitung der Spiegel war äußerst umständlich. Da ja alles manuell gemacht wurde, so dauerte das Schleifen und Polieren unendlich lange. Es konnten auch nur kleine Platten hergestellt werden, die zur Zubereitung auf eine Bank eingekittet werden mußten. Die größte Platte war einen halben Quadratmeter groß, und das Schleifen nahm einundvierzig Stunden in Anspruch. Das Polieren dauerte dann nochmal zweiundsiebzig Stunden. Da war es kein Wunder, daß der Preis ein enorm hoher war. 1702 kostete eine solche Platte 2160 Mark!!!

Nur die Reichsten des Landes konnten sich einen solchen Luxus leisten. Sie verwandten die Spiegel vor allem, um die Säle der Schlösser durch eine Gegenüberstellung bis ins Unendliche zu vergrößern. Doch bestand eine bis zur Decke gehende Glasscheibe aus vielen, vielen einzelnen kleinen Quadraten. Erst im vorigen Jahrhundert lernte man es, die Spiegel in beliebiger Größe herzustellen.

Solange Spiegel existieren, knüpfen sich Sagen daran. Uralt ist der Brauch, in der Silvesternacht den Zukünftigen in ihnen zu erblicken — uralt die Geschichte der Zusammengehörigkeit von Seele und Spiegelbild. Der schattenlose Schlemihl und der spiegelbildlose Hoffmann haben wohl denselben Ursprung des Gedankens.

Die moderne Literatur beschäftigt sich heute auch wieder eingehend mit diesem Problem. Leroux, Gramatzki, Brjussoff — alle haben sie zumindest in einer Novelle einen Zauberspiegel, ein lebendgewordenes Spiegelbild, ein merkwürdiges Jenseits geschildert. —

Der Spiegel ist uns Menschen von heute ein unentbehrliches Requisit geworden. In Puderdosen und Täschchen, in Schuhschnallen und selbst in Strumpfbändern tragen die Frauen ihn herum, und es gibt keine Frage, die so oft gestellt wird, als „Spieglein, Spieglein an der Wand . . . .

Der elektrische Haushalt.

Die Frühjahrsmesse in Köln hat in einer besonderen Ausstellung die Elektrizität als Freundin und Helferin der Frau gezeigt. Wir leben in einer Zeit, in der auch das weibliche Geschlecht sich dem sachlichen, realen Leben zugewandt hat. Chamissos Frauenliebe und Leben — Prachtband mit Goldschnitt — dürfte auf keinem Salontisch mehr zu finden sein. Der Mann hat aufgehört, sich als hoher Stern der Herrlichkeit zu fühlen, seitdem die Frau ihm behend auf der Leiter nachgeklettert ist und nun auf derselben Sprosse sitzt wie er, als seine gute, gleichberechtigte, berufstätige Kameradin.

Freilich ganz läßt sich die Ordnung der Dinge nicht auf den Kopf stellen. Es ist noch immer nicht gelungen, dem Herrn der Schöpfung den Parisapfel zu entwenden und ihm dafür die Stopfkugel in die Hand zu drücken. Solange die Tauben nicht gebraten von den Dächern fallen, wird es der Frau obliegen, den Kochlöffel zu rühren und die Pfannen aus dem Feuer zu holen. Es ist aber dafür Sorge getragen, daß das schwierige, knarrende, ächzende Räderwerk des Hauswesens sich völlig leise und mühelos abwickelt. Etwa wie eine Carusoplatte unter dem leichten Druck der Grammophonnadel. Der Hausputz, der nach unwandelbaren Gesetzen kurz vor Ostern einsetzen muß, sah einstens vierzehn Tage lang aufgestöberte, von Staub und Bettfedern umwirbelte Wohnungen, in denen seltsame Gestalten in weiten Schürzen und Kopftüchern mit Bürsten und Besen umherliefen, auf Böden rutschten, auf Leitern stiegen, während die Ehegatten in hoffnungsloser Resignation ins Gasthaus flüchteten. Heute bleiben sie daheim. Die Dame des Hauses putzt sozusagen im modefarbenen Crêpe-de-Chine-Kleid, in lachsfarbenen Seidenstrümpfen und Brokatschuhen. Kaum daß ein undefinierbar elegantes Etwas, das entfernt an die Aermelschürze von Anno dazumal erinnert, sich schützend um die schlanken Hüften legt. Ein Griff nach einer Steckdose, ein Griff auf einen Knopf, und ein Rachen tut sich auf, der mit Vergnügen Staub, Sand, Ruß, kurz alles schluckt, was lange Wintermonate in die Häuser getragen haben. Parkettkratzer treten an die Stelle des mühsamen Spänens, Bohner gleiten über die hell gewordenen Böden und verwandeln sie in glatte, blanke Spiegel. Man kocht und bäckt mit Gas oder Elektrizität und kann die Hitze auf ein

Zentigrad regulieren. Ein Luftreiniger atmet die Küchendämpfe, die proletischen Ausdünstungen von Fisch, Kraut und brodelndem Schmalz ein und strömt Fichtennadel- und Blütenduft aus. Jedwede Arbeit wird durch elektrische Kraft verrichtet. Messer putzen sich von selbst. Das Tafelgeschirr wandert schmutzig in korbartige Behälter und kommt sauber wieder heraus. Kartoffeln schälen sich automatisch — 80 Pfund in einer Minute, demnach ein Pfund in zwei Sekunden! Kaffee, Brot, Früchte, Fleisch werden durch die Mühle getrieben, „ohne daß die Gnädige einen Finger zu rühren braucht"; sie kann getrost zusehen und eine Zigarette rauchen, die sie — selbstverständlich — am elektrischen Anzünder in Brand gesetzt hat. Der kleine Motor bewegt Zitronenpressen, Semmelreiben, Brotschneidemaschinen, Wetzsteine. Er steht ganz im Dienst der modernen Frau und sorgt dafür, daß ihr Hände weiß und schlank bleiben.

Am überraschendsten ist aber der von der Elektrizität regierte Wäschetag. Nicht nur die älteren unter uns werden sich der Zeiten erinnern, da die große Wäsche wie eine gewitterschwere Wolke über allen Hausfrauen hing und mit Bett-, Tisch- und Badetüchern mehrere Wochentage umspannte, die nach Seife und Soda rochen und vom Dampfen der Kessel geschwängert waren. Die Fahne stand stets auf Halbmast, die Atmosphäre auf Sturm. Besuche, denen man sonst um den Hals fiel, hielt man sich geflissentlich vom Leib. Und heute? Glaube es, wer es wolle: die große Wäsche ist eine Bagatelle von zwei Stunden! Sie kommt in eine hell gleißende, schon durch ihren Anblick tröstlich wirkende Kupfertrommel, in der sie durch Einschalten des Steckers geschleudert, gerieben, gereinigt und sauber gespült wird. Auf demselben Weg wird sie gewrungen, getrocknet und glatt gemangelt. Es fehlte gar nicht viel, so würde sie sich noch automatisch selber bügeln, die Treppe hinaufklettern und sich in den Schränken zu Stapeln ordnen. Wahrhaftig, die Hausfrau von heute hat nichts zu klagen. Das Aschenbrödel trägt die Schuhe einer Prinzessin. Die schwere Ackerscholle des Alltags, in die vergangene Geschlechter ihre Saat geworfen haben, ist ein blühender Frühlingsgarten geworden.

Helene Schede.

Die Heiratsaussichten der Frau.

Auf Grund der Bevölkerungsstatistiken sind die Heiratsaussichten der Frau sehr schlecht, da ein Ueberschuß an Frauen besteht, der in absehbarer Zeit wohl kaum vermindert werden kann. Damit wird die Frage akut, welche Frauen wohl die besten Heiratsaussichten haben.

Es gab eine Zeit, da die selbständige Frau von vornherein als Ehekandidatin ausschied. Eine Frau, die studierte und gar die Doktorpromotion hinter sich brachte, erhielt mit dem Doktordiplom gleichzeitig die Bescheinigung einer ständigen Eheuntauglichkeit. Dieser Zustand hat sich in den letzten Jahren radikal geändert. Man macht mehr und mehr die Beobachtung, daß gerade im Berufsleben stehende Frauen die besten Aussichten haben, geheiratet zu werden, sofern sie eine Heirat als erstrebenswertes Ziel betrachten.

Geht man den Ursachen dieser Sinnesänderung nach, so hört man immer wieder: Berufstätige Frauen verstehen es am leichtesten, sich den Erfordernissen des Ehelebens in praktischer wie in ideeller Hinsicht anzupassen, eine Erklärung, die durchaus plausibel ist und ihre Begründung in der Tatsache findet, daß berufstätige Frauen ebenso wie der berufstätige Mann gelernt haben, mit den Imponderabilien des Lebens zu rechnen und ihnen gegenüberzutreten. Man macht nun allerdings den berufstätigen Frauen den Vorwurf, daß sie außerordentlich wählerisch seien. Inwiefern diese Tatsache ein Vorwurf sein kann, ist nicht recht ersichtlich; denn man sollte doch wohl bedenken, daß man von keiner Frau verlangen kann, einen Mann zu heiraten, der in geistiger Hinsicht unter ihr steht. Es ist derartiges auch gar nicht wünschenswert, denn gerade durch die Verbindung zweier geistig zumindest gleichwertiger Menschen wird die angestrebte Hochzucht gefördert.

Tatsache ist ferner, daß berufstätige Frauen erst in ziemlich vorgerücktem Alter heiraten können. Auch das ist absolut verständlich und natürlich, da eine berufstätige Frau ja erst eine gewisse Zeit des Studiums durchlaufen haben muß, bevor sie in die Lage versetzt wird, einen Beruf auszuüben. Wenn sie sich nun zur Gattenwahl entschließt, so wird das wiederum nur ein Mensch sein, der durch sein Leben bewiesen hat, daß er die Frau nicht als Aufbesserung seiner vielleicht derangierten Vermögensverhältnisse betrachtet, sondern als einen gleichberechtigten Helfer seiner Arbeit. Ein solcher Mann muß gleichfalls auf Grund dieser Anforderungen bereits im vorgerückten Alter stehen, so daß wir zu der Tatsache kommen, daß Ehen infolge der Berufstätigkeit der Frau später geschlossen werden, als es bisher der Fall war.

Die Statistiken beweisen, daß gerade diejenigen Frauen, die noch vor wenigen Jahren für den Heiratsmarkt garnicht in Betracht kamen, die sogenannten Blaustrümpfe, die besten Heiratschancen haben. 70 Prozent aller studierten Frauen finden Männer in glänzenden oder doch zumindest guten Positionen und Vermögensverhältnissen, was sich aus den vorher gesagten Gründen leicht erklärt. Man mag der Frühehe noch so sehr das Wort reden, man wird aber nicht bestreiten können, daß auch Ehen, die auf der eben besprochenen Basis geschlossen werden, die Grundbedingung einer glücklichen Ehe in sich tragen. Infolgedessen sollte man weniger für die Frühehe werben, als der jetzt angebahnten Entwicklung allen Vorschub leisten, da auf diese Weise am ersten eine Aufzucht der Rasse in geistiger Hinsicht zu erreichen ist.

Kinder und Hausangestellte.

Häufig trifft man fleißige, brave und gute Dienstmädchen an, die sich aber mit den Kindern mit dem besten Willen nicht vertragen können; sie stehen immer mit ihnen auf dem Kriegsfuß. Woran liegt das nur? Wenn wir ganz offen und ehrlich sind, meistens an der Erziehung des Kindes; natürlich bestätigen Ausnahmen die Regel; oft liegt es auch am Kinde selbst.

„Sie sollen mir sofort mein Frühstück bringen; wenn Sie nicht gleich die Bücher bringen, sage ich es meiner Mutter!" Wie oft hört man Kinder in diesem Ton mit den Dienstmädchen sprechen. Ist es dann ein Wunder, wenn kein gutes Verhältnis besteht zwischen Kind und Dienstmädchen? Der Befehlston ist von einem Kind durchaus ungehörig; wenn man so etwas ruhig mit anhört, ist man selbst nicht besser; solche Kinder gehören in Gegenwart des betreffenden Dienstmädchens zurechtgewiesen; wenn es ein zweites Mal vorkommen sollte, so ist eine exemplarische Strafe am Platze.

Kinder haben nie einem Erwachsenen gegenüber, wer immer es auch sei, einen Befehl zu erteilen; das ist einzig und allein Sache des Erwachsenen; Kinder können höchstens um etwas bitten, und zwar in höflicher Form. Es ist klar, daß so ein Befehl, von einem Kinde gegeben, das Mädchen reizen muß, eine dementsprechende Antwort zu geben. Es ist unbedingt Pflicht einer jeden Mutter, darauf zu achten, daß Kinder sich erwachsenen Dienstmädchen gegenüber höflich und liebenswürdig benehmen. Wie schon gesagt, liegts auch oft am Kinde selbst; es hat eine gewisse Herrschernatur; aber da muß mit aller Gewalt vorgegangen werden, daß das nicht schon im kindlichen Alter in unangenehme Erscheinung tritt. Das beste Mittel ist: Selbst mit gutem Beispiel vorangehen.

Isabella.

Für die Küche.

Kirschen-Marmelade. Man entkerne zur Hälfte Süß- und zur Hälfte Sauerkirschen. Zu jedem Liter Brei läutere man ¼ Kilo Zucker in wenig Wasser, koche ihn bis zur großen Perle, gebe den Kirschenbrei hinein und lasse die Masse unter stetigem Durchrühren und Auswallen steif einkochen. Läßt man noch einige Kirschkerne oder etwas Apfelsinenschalen mit einkochen, so erhält die Marmelade dadurch einen besonders angenehmen und pikanten Geschmack.

Kirschenmarmelade mit Johannisbeeren. Man vermenge 1 Kilo der wie vorstehend angegebenen entsteinten Kirschen mit ¼ Liter Johannisbeersaft und ¾ Kilo geläutertem Zucker, bringe die Masse aufs Feuer und koche sie zur fertigen Marmelade ein.

Dreifrüchte. Man koche ¾—1 Kilo Zucker mit etwas Wasser zu einem mitteldicken Sirup ein, tue ½ Kilo ausgesteinte Kirschen, ½ Kilo Himbeeren und ½ Kilo Johannisbeeren hinein, schäume gut ab und koche dies solange, bis der Zucker geleeartig vom Löffel tropft, füge alsdann noch ein wenig feingestoßenen Zimt und die abgezogenen Kirschkerne hinzu, lasse die Früchte noch einmal damit aufkochen und fülle sie heiß in Gläsern.

Vierfrüchte. Man nehme Kirschen, rote Johannisbeeren, Erdbeeren und rote Himbeeren, von jedem die gleiche Menge. Die Früchte, die gut reif sein müssen, werden sauber verlesen, die Kirschen entsteint und ihre Stiele fast ganz abgekürzt. Nun läutere man auf jedes Pfund Früchte 1 Pfund Zucker, koche ihn zu Breilauf und gebe zuerst die Kirschen, darauf die Johannisbeeren, dann die Erdbeeren und zuletzt die Himbeeren hinein. Hierbei ist zu beachten, daß man die nächste Frucht erst dann hinzugeben darf, wenn die vorhergehende drei Minuten gekocht hat. Nachdem auch die Himbeeren drei Minuten gekocht haben, fülle man die Früchte in Gläser, binde diese mit Schweinsblase zu und bewahre sie kühl auf.

Feine Käsestangen. 120 Gramm Mehl, 100 Gr. Butter (Rahma Margarine buttergleich), 100 Gr. geriebenen Käse, 4 Eßlöffel Milch, etwas Salz. Man verarbeitet alle Zutaten auf dem Nudelbrett zu einem zarten Teig, den man gut durchknetet, ziemlich dick ausrollt und in fingerlange, etwa 2 Zentimeter breite Streifen schneidet. Diese werden auf ein gewachstes Blech gegeben, mit Eigelb bestrichen, mit noch etwas Käse bestreut und schön hellgelb gebacken. Die Stangen sind ganz vorzüglich.

Makronen. 250 Gr. Staubzucker, 3 Eiweiße, etwas geriebene Apfelsinenschale, 250 Gr. Mandeln (geriebene), einige bittere Mandeln, 1 gestoßener Zwieback, ½ Eßlöffel Rosenwasser. Die steif geschlagenen Eiweiße rührt man mit dem Zucker eine halbe Stunde, gibt dann alles übrige dazu und bäckt kleine Makronen auf dem Backblech mit oder ohne Oblaten. Man kann die Masse als Schokoladenmakronen backen, wenn man etwas Kakao in dem Wasser anrührt. Auch kann man Nüsse statt Mandeln nehmen.

Praktische Ratschläge.

Eine Mottenfalle. Gegen die im Haushalt gefürchtete Mottenplage wird uns ein wenig bekanntes, sehr einfaches Mittel mitgeteilt. Man setzt am Abend in ein mit Wasser zur Hälfte gefülltes Waschbecken ein Wasserglas, das zu zwei Dritteln mit Wasser gefüllt wird. Darüber gießt man eine dünne Schicht Olivenöl und setzt auf einen Korkschwimmer ein Nachtlichtchen auf. Der Lichtschein zieht die Motten an; sie umschwirren das Glas und enden, durch den Widerschein von Licht und Wasser verwirrt, im Wasser des Beckens.

Freund der Kinderwelt.

Mütterlein ist krank.

Mütterlein ist krank geworden,
Ach, das gute Mütterlein!
Liegen soll sie uns viel schlafen.
Niemand darf zu ihr hinein.
Ganz vereinsamt sind die Stuben
Für die Mädchen und die Buben.

Bange fragen sich die Kinder:
„Wer holt nun beim Kaufmann ein,
Und wie soll das Mittagessen
Nur beizeiten fertig sein?"
Ach, da haben sie's erbeten,
Wollen Mütterlein vertreten.

Mit dem Spielen und dem Toben
Ist's mit einem Mal vorbei
Denn der Vater mahnte sorglich.
Daß ein jedes folgsam sei.
Damit Mütterlein ohn' Sorgen
Ruhe bis zum andern Morgen.

Leise wie die Heinzelmännchen
Huschen sie nun hin und her,
Wispern, flüstern und beraten,
Wo noch was zu helfen wär'.
Und die kleinen fleiß'gen Hände
Machen schnell der Not ein Ende.

Als die Mutter dann am Morgen
Ihre liebe, kleine Schar
Mit gewohntem Kusse weckte,
Jubelnd hell die Freude war.
In die Schule unter Scherzen
Trabten sie mit leichtem Herzen.

Der „Sonnentau" in Birnbaums Wäldern.

Auf feuchtem, schwankendem Moorboden wächst ein für euch Schulkinder seltenes Pflänzchen: der „*Sonnentau*" oder genauer benannt: der „rundblättrige Sonnentau". Auch in Birnbaums Wäldern finden wir dieses merkwürdige Gewächs.

Woher der Name kommt? Die Blättchen der Blattrosette, die auf langen Stielchen stehen, sind kreisrund. Sie haben einen Durchmesser von vielleicht nur einem Zentimeter. Nach der Mitte zu zeigen sie eine Vertiefung wie ein Schälchen.

Das feine, runde, ausgehöhlte Blättchen mit seinem feinen, langen Stielchen sieht wie ein zierliches Löffelchen aus. Vielleicht schlürfen die Waldelfen damit den Morgentau . . .

Diese grünen Blättchen sind an der Oberfläche mit zahlreichen feinen roten Härchen bedeckt. In der Mitte stehen die längsten Haare. Jedes Härchen hat oben ein Köpfchen. Es sieht wie eine allerliebste kleine Stecknadel aus. Das Blättchen ist das grüne Nadelkissen, in dem diese Nadeln stecken. Vielleicht stecken sich die Waldelfen mit diesen Stecknadelchen ihre beim Tanzen zerrissenen Nebelkleidchen wieder zusammen.

Die Köpfchen dieser Stecknadeln sind mit einer farblosen, klebrigen Flüssigkeit umhüllt. Fallen die Sonnenstrahlen auf das Pflänzchen, so glitzern die Haarköpfchen wie der Tau am Morgen. — Nun wißt Ihr, woher das Pflänzchen seinen Namen hat.

Doch ich will euch noch mehr von diesem Gottesgeschöpfchen erzählen. Ich sagte vorhin, es ist ein *merkwürdiges* Gewächs. Denn denkt nur: so fein und zierlich es ist, so ist es doch eine „*insektenfressende*" *Pflanze*.

Wenn Ihr vielleicht einmal vor solch einem Sonnentau-Pflänzchen steht, so werdet Ihr vielleicht auf einem seiner Blättchen ein Flügelchen oder irgend einen anderen unverdaulichen Körperteil eines Insekts bemerken. Hört, wie das Pflänzchen seine Beute fängt und verzehrt!

Die roten Härchen und der im Sonnenschein schimmernde Klebestoff an den Köpfchen locken die Insekten herbei. Sie glauben, sie könnten dort süßen Honig naschen. Sie lassen sich auf solch einem Blättchen nieder und — — — sind gefangen. Die Haare strecken sich wie Arme nach den Würmchen. Sie werden vor Anstrengung dunkelrot. Die Köpfchen speien größere Mengen Klebesaft aus. So gleitet das kleine Käferlein unweigerlich bis zu dem Kaulchen in der Blattmitte und — — — ertrinkt. Der klebrige Saft der Pflanze hat aber wie unser Magensaft die Fähigkeit, eiweißhaltige Körper *aufzulösen*. So löst sich nun das Insektenkörperchen in dem Klebesafte der Pflanze auf, wie der Zucker oder das Salz in einem Glase Wasser. Die Köpfchen der Härchen, die kleine Drüsen sind, saugen den ausgeschiedenen Saft wieder ein und nehmen dabei auch den aufgelösten Insektenleib in sich auf. Ungenießbare, das heißt unauflösbare Körperteilchen des Insekts — wie Hautpanzer, Flügel — bleiben auf dem Blättchen zurück.

Wenn Ihr solch ein Sonnentau-Pflänzchen vielleicht einmal findet und fein sorglich mit genügend Erde seines Standorts nach Haus mitnehmt, so legt daheim auf ein Blättchen ein ganz kleines Stückchen Fleisch oder ein Stückchen gekochtes Eiweiß, dann könnt Ihr beobachten, wie die Pflanze diese Bissen „aufißt". —

Jetzt fragt Ihr, warum gerade diese kleine, feine Pflanze Tiernahrung zu sich nimmt?

Der Moorboden, auf dem die Pflanze wächst, ist arm an Stickstoff, den die Pflanzen gebrauchen, um daraus das zur Entwicklung der Blätter und Blüten notwendige Eiweiß zu bilden. Weil nun aber die allgütige Mutter Natur keins ihrer Geschöpfe umkommen läßt, so hat sie in ihrer großen Allmacht dem Sonnentau-Pflänzchen die Fähigkeit gegeben, auf anderem Wege als die meisten anderen Pflanzen es tun, sich die Nahrung zu suchen, die es zu seiner Entfaltung bedarf. —

Wißt Ihr aber, was solch ein kleines Sonnentau-Pflänzchen, aus dessen Blattrosettenmitte ein feiner, kleiner Blütenschaft mit 7 oder 8 feinen, weißen, unscheinbaren Blütchen sich erhob, mir neulich erzählte? Hört zu:

„Ich bin ein verzauberter Prinz. Mein Vater ist der König Sonnenstrahl, meine Mutter ist die Frau Erde. Unser Königreich reicht über den ganzen Erdball. Einst war in unserem Königreiche eitel Sonnenschein und Wärme. Es war so warm, wie du es dir gar nicht vorstellen kannst. Denke mal: das Farnkraut, das du heute hier in den Wäldern als niedrige Staude siehst, war damals so hoch wie die Buchen, unter denen es heute steht. Doch das ist lange, lange her. Kein Mensch kann ausrechnen, wann das war.

Eines Tages wurde unser blühendes Königreich von einem schlimmen Feinde zusammengedrängt. Vom Nordpol und vom Südpol griff der grimmige Frost verderbend bei uns ein. Alles vereiste. Es wurde bitterkalt bei uns. In dieser Kälte und Vereisung wurden viele meiner Geschwister und Gespielen vernichtet. Einige von hier flüchteten südlich hinter die Alpen und Karpaten oder wanderten sogar bis in die wärmeren Mittagsgegenden, um durch die Flucht ihr Leben zu erhalten. Wieder andere blieben hier, nahmen aber andere Gestalt an, um sich dadurch vor dem Erfrieren zu schützen. Diese schlimme Zeit nennen die Menschen *Eiszeit*.

Endlich ging die Kälte wieder zurück. Das Eis schmolz. Die auftauenden Gletscher spülten große Seebecken und lange, breite Flußbetten aus. Der Erdboden trat endlich wieder aus diesem Meer hervor.

Nun fragte unser guter Vater Sonnenstrahl, wer von uns wohl wieder in die von der Kälte verödeten Gegenden ziehen möchte. Da machte ich mich mit treuen Gefährten auf. Der Wind war unser Reitpferd, und wenn dieser müde war, so trug uns gern ein Vöglein. Auch eine Welle nahm uns manchmal ein Stückchen mit. So kamen wir vom Süden hinter den Karpaten her nach Mitteleuropa. Welch eine Oede herrschte hier! Nur einige, wenige Moose fristeten hier ihr Leben. Diese Pflanzenarmut jammerte uns. Wohl sah die Gegend unwirtlich aus, wohl froren wir. Aber wir *blieben*. In dem Sumpf und Moor, die uns umgaben, ließen wir uns als Ansiedler nieder.

Die gütige, liebe Fee Natur aber segnete uns: ihre Zauberkraft verwandelte uns in Pflanzen, die das Landschaftsbild für das Menschenauge freundlich gestalten."

„Fühlst du dich denn als Moorbewohner glücklich, Prinz Sonnentau?" fragte ich.

Da sagte er ernst: „Wohl habe ich manchmal Sehnsucht nach Licht und Wärme . . . Wohl möchte ich manchmal meine Wurzeln in nahrhafteren Boden vertiefen . . . Doch:

Die ew'ge Kraft lebt in dem kleinsten Samen,
Das größte Werk reift im Verborgnen nur.
Im stillen Wirken liegt das Gottesamen
Des Schöpfergeists. Verfolge seine Spur!" — — —

Nachdenklich ging ich nach Hause. —

Margarete Nachtigal.

Die Aehre und die Distel.

Von F. A. Krummacher.

Ein frommer Landmann mit silberweißen Haaren wandelte mit seinem Enkel, einem Jüngling, auf dem Felde zur Zeit der Ernte.

Da scherzte der Greis mit den Schnittern, wie sie nur Kinder gegen ihn seien, der mehr denn sechzig Ernten gewältigt.

Einer der Schnitter reichte ihm eine Sense. Der Greis nahm sie und machte einen Schwaden zu Boden wie ein rüstiger Jüngling. Und die Schnitter jauchzten und strichen die Sensen ihm zu Ehren.

Der Jüngling, sein Enkel, aber sprach zu ihm: „Mein Großvater, woher hast du solch ein *gutes Alter*?"

Da antwortete der Greis und sprach: „Siehe, mein Sohn, ich habe von Jugend an auf Gott vertraut in guten und in bösen Tagen. Dadurch hab ich mir den frischen Mut bewahrt. Ich habe fleißig meines Berufes gewartet und treu gearbeitet. Dadurch gewann ich des Leibes Stärke und Gottes Segen. Ich wandelte fromm vor Gott und friedsam mit den Menschen. Dadurch habe ich mir Frieden und Freudigkeit bereitet. Und mit den Jahren ist solches alles durch Gottes Gnade in mir befestigt und begründet. Tue desgleichen, mein Sohn, so wird dein Alter sein wie eine volle Garbe, die der Herr der Ernte mit Freuden in die Scheune sammelt."

„Wem vergleichst du denn ein *böses Alter*?" fragte der Jüngling. Schweigend wandelte er zu seiten des redenden Greises.

Da nahm dieser einen Stab und zeigte auf eine Distel am Wege und sprach: „Siehe, hier das Bild eines unfruchtbaren, trostlosen Alters! Sie steht einsam und unbeachtet, ihr graues Haupt ist ein Spiel der Winde, die ihren Samen verwehen!"